

Aus reinen Quellen schöpfen

Die Menschen sind dankbar, wenn sie nicht für blöd gehalten werden: Ein Gespräch mit dem Pianisten András Schiff

Der 1953 in Budapest geborene Pianist András Schiff ist ein Großer seiner Zunft. Wenn man freilich Sensationelles in seinem Spiel sucht, so wäre dies einzig die Sensation der Aufrichtigkeit. So wirkt er auch im Gespräch: offen, freimütig, neugierig. Heute Abend spielt er im Münchner Herkulessaal den zweiten Teil seines gefeierten Beethoven-Zyklus mit den Sonaten op. 10 und op. 13.

SZ: Vor einigen Jahren beklagten jüngere Komponisten, dass in der Musik nichts Neues zu erfinden sei, dass man nur zurückblicken könne. Wie ist es bei der Interpretation? Gibt es noch Platz für neue Sichtweisen großer Werke?

Schiff: In der Komposition gibt es immer neue Möglichkeiten, selbst auf tonalem Gebiet. Zur Interpretation: In der großen Musik lohnt es sich, ihr immer wieder neu zu begegnen. Sie ist nicht nur ein Museum, obwohl ich auch gerne ins Museum gehe. Ich möchte nicht immer nur Neues sehen, ich habe Lieblingsbilder, die ich mir immer wieder anschauen kann. Und jeder Besucher hat wohl seine eigene Interpretation. In der Musik müssen die Meisterwerke, zum Beispiel die Beethoven-Sonaten, immer neu zum Leben kommen. Das haben schon viele Interpreten gemacht, aber es gibt noch Platz für anderes. Ich mache das nicht, wenn ich nicht das Gefühl habe, dazu etwas sagen zu können.

SZ: Wir leben in einer anderen Welt als vor dreißig oder fünfzig Jahren...

Schiff: Ja. Dabei finde ich verkrampte Originalität immer peinlich. Man ist sowieso neu, auch sich selbst gegenüber. Ich kann heute nicht so spielen wie gestern oder morgen.

SZ: Also auf ewig unerschöpflich?

Schiff: Jedenfalls wenn man die Musik so intensiv liebt, wie man sie lieben muss. Ich finde Musik wie die von Beethoven, Bach, Schubert, Mozart, Haydn heute aktuell; künstlerisch wie moralisch.

SZ: Was meinen Sie mit Moral?

Schiff: Dass Beethoven künstlerische Arbeit immer moralisch sah! Heute sind wir immer, im Alltag wie in der Politik, mit moralischen Fragen konfrontiert. Kunst und Politik sind für mich untrennbar. Ich denke häufig, was Beethoven heute zu George Bush sagen würde.

SZ: Sie kommen gerade von einer USA-Tournee. War der Wahlkampf in den Konzertsälen zu spüren?

Schiff: Nein. Das spielt sich in den Medien ab. Komisch, ich treffe immer die falschen Menschen. Die Leute, die sich für Kunst interessieren, sind fast alle Demokraten.

SZ: Wie beeinflusst das gesellschaftliche Umfeld die Art des Spielens?

Schiff: Auf keinen Fall direkt! Aber ich finde es nicht richtig, dass viele Musiker Vogel-Strauß-Politik betreiben. Man muss mit offenen Augen durch die Welt gehen. Ich merke bei Musikern, ob sie wach sind, an der Art, wie sie Musik machen. Andere können tolle Musiker sein,



Das Publikum will keine Analyse hören: András Schiff

Foto: Ullstein/Brill

aber ihr Spiel ist einseitig. Den ganzen Tag zu üben ist nicht genug.

SZ: Hanns Eisler hat gesagt, wer nur etwas von Musik versteht, der versteht auch von ihr nichts.

Schiff: Dem würde ich zustimmen.

SZ: Der heutige Musikbetrieb sieht aber oft anders aus. Junge Talente werden schnell zu Stars aufgebaut und sind schnell wieder vergessen, ohne Chance, eine Persönlichkeit auszubilden.

Schiff: Das war nicht immer so. Schon der Begriff Musikbetrieb bezeichnet die kommerzielle Richtung. Ich glaube, wir jammern zu viel darüber, dass das Interesse an klassischer Musik im Vergleich zu Pop oder Rock so gering ist. Ich finde das nicht. Ein Beethoven oder Mozart hat damals Musik für vielleicht hundert Menschen geschrieben. Sie wären erstaunt, welche Mengen heute ihre Musik hören. Aber obwohl ich jeder Statistik misstrauere, scheint mir die Kultur der Zuhörer gegenüber früher tatsächlich zurückgegangen zu sein. Das Bildungsbürgertum ist schwächer geworden. Die heutige Generation benutzt CDs nur noch als Hintergrund. Ich weiß nicht, was man dagegen machen soll. Nur, dass ich da nicht mitmache.

SZ: Genügt das?

Schiff: Man soll mit höchster Qualität darauf antworten! Ich bin ein Gegner der Crossover-Richtungen. Da wird Quantität auf Kosten der Qualität produziert. Große Kunst ist ja keineswegs elitär. Alle Türen sind offen, aber man muss etwas dafür tun. Doch heute muss alles einfach sein. Einen „Zauberberg“ zu lesen, das verlangt Mühe. Aber es lohnt sich. So ist es auch in der Musik. Man muss kompromisslos für die Qualität kämpfen. Dann sind die Leute dankbar, weil sie nicht für blöd gehalten werden.

SZ: Wie definiert sich Qualität?

Schiff: Ich glaube fest daran, dass große Kunst nicht nur Unterhaltung ist. Ich

habe nichts dagegen, wenn sich die Menschen im Konzert wohl fühlen. Aber das ist nicht alles. Es geht um Zusammenhänge, um Verstehen. Darum hat man sich in letzter Zeit, etwa bei Programmunterstellungen, viel zu wenig Gedanken gemacht. Es braucht neue Luft, Anregungen oder Herausforderungen.

SZ: Wie bereiten Sie sich auf ein neues Stück vor?

Schiff: Ich habe mich vor kurzem wieder Beethovens Mondscheinsonate zugewandt. So ein Werk hat man natürlich bewusst und unbewusst schon hunderttausendmal gehört. Selbst wenn ich wollte, könnte ich dies nicht ausradieren. Aber auch dann gehe ich zu den Noten, zu den Quellen, zu den Autographen. Für mich ist die Handschrift eines Komponisten viel wichtiger als die gedruckte Version. Ich spreche mit Musikwissenschaftlern. Und ich beschäftige mich mit der Literatur, der Philosophie, der Gesellschaft dieser Zeit. Das sind konzentrische Kreise, weg von der Einseitigkeit. Das hört nie auf.

SZ: Interpretation als assoziatives Geflecht?

Schiff: Ich bin sehr assoziativ.

SZ: Und die Struktur des Werks?

Schiff: Die spielt vorher eine Rolle. Interpretation hat analytische und integrierende Komponenten: Instinkt und Wissen. Der Instinkt aber muss für mich die Oberhand haben. Ein Publikum will keine Analyse hören, sondern ein Ganzes.

SZ: Sie haben in Budapest studiert. Musikalisch waren es wohl gute Zeiten?

Schiff: Ich kann nur das Beste darüber sagen: nicht politisch im engen Sinn.

SZ: Der Komponist György Kurtág war Ihr Lehrer. Was haben Sie von ihm mitbekommen?

Schiff: Oh, ein riesiges Gepäck. Es gibt keinen Tag, wo ich nicht denke: Was würde er jetzt sagen? Er hatte eine höchst

analytische Art zu arbeiten. Ich erinnere mich an meine erste Stunde, ich war 14 Jahre alt. Es war eine dreistimmige Invention von Bach. Die Stunde wurde drei Stunden lang, und wir sind nicht über drei Takte hinaus gekommen. Das war eine riesige Entdeckung für mich. Dieser Mensch brennt vor Intensität und Liebe zur Musik. Analyse, das war nicht nur Struktur, sondern der Versuch, jeden Ton auf Sinn und Ausdruck zu befragen.

SZ: Ungarn hat im 20. Jahrhundert eine große Zahl bedeutender Komponisten hervorgebracht: Bartók, Kodaly, Kurtág, Ligeti, Eötvös und andere...

Schiff: Ja, über eine Verbindung zur Volksmusik. Bartók hat einmal gesagt, er habe nur aus reinen Quellen geschöpft.

SZ: Zeitgenössische Musik ist aber kaum das Zentrum Ihres Wirkens.

Schiff: Deshalb habe ich manchmal ein schlechtes Gewissen. Aber man muss seine Grenzen kennen. Ich muss Musik spielen, die mir sehr nahe steht. Das ist sehr persönlich. Die Musik von Kurtág spielt schon eine große Rolle. Auch Ligetis Etüden sind großartig. Er antwortete mir aber einmal, als ich sagte, ich möchte seine Etüden spielen: „Wenn Sie sich fünf Jahre Zeit nehmen und nichts anderes tun, schaffen Sie das vielleicht!“ Das war keine ganz nette Antwort. Ich glaube, die zeitgenössische Musik braucht Interpreten, die diese Sprache wie eine Muttersprache beherrschen. Für mich ist das nicht ganz der Fall. Ich könnte vieles spielen, aber es wäre nicht ehrlich.

SZ: Also zu Beethoven. Die Klaviere sahen damals anders aus. Wie stehen Sie zur historischen Aufführungspraxis?

Schiff: Das interessiert mich sehr! Zur Zeit Beethovens gab es in Wien 100 Klavierbauer. Es war alles andere als ein einheitlicher Steinway-Klang. Und ich probiere die Sonaten oft an historischen Instrumenten aus. Wichtig ist die Idee, und darüber kann man auf diese Weise viel erfahren. In der Mondscheinsonate verlangt Beethoven den ganzen ersten Satz mit Pedal. Es ist Blödsinn, das nicht zu beachten, nur weil heute der Klang anders ist. Es ist von bezaubernder Wirkung. Aber man muss wissen, wo man spielt. In einem Saal mit 2000 Zuhörern klingt ein Hammerklavier einfach nicht besonders vorteilhaft.

SZ: Sie spielen jetzt die drei Sonaten op. 10, eine entscheidende Werkgruppe Beethovens, die schon die ganz späten Arbeiten ahnen lässt: Das „Largo e mesto“ aus der D-Dur-Sonate zum Beispiel.

Schiff: Alles ist hier ökonomischer formuliert als in op. 2. Die drei Sonaten könnten im Charakter nicht unterschiedlicher sein. Ich finde es wichtig, sie zusammen zu spielen, dass man eher die Unterschiede hört als die Ähnlichkeiten: Ein hochdramatisches c-Moll-Stück, ein sehr humoristisches F-Dur-Stück, und die D-Dur-Sonate ist wie ein Januskopf. Zusammen bilden sie einen Kosmos und zeigen den Weg in die Zukunft.

Interview: Reinhard Schulz